

Buch

Hugo Hamilton lebt in einem Land, das auf keiner Landkarte verzeichnet ist: Der kleine Junge wurde in Irland geboren und wächst in Dublin auf, er geht aber jeden Abend in Deutschland zu Bett und steht morgens in Deutschland wieder auf. Keine gewöhnliche Familie in Dublin: Denn sein Vater ist Ire und seine Mutter Deutsche. So spricht er kein Englisch, dafür aber Deutsch und Gälisch. Für die anderen ist er der Junge aus der merkwürdigen Familie, für Hugo ist seine Welt ein Ort voller blinder Flecke, ungelöster Rätsel und Verwirrungen. Hugo Hamilton erzählt von seiner einzigartigen Kindheit im Irland der Fünfziger- und Sechzigerjahre und von seiner Sehnsucht nach einem Land, in dem er kein Fremder ist.

Autor

Hugo Hamilton wurde 1953 als Sohn eines irischen Vaters und einer deutschen Mutter in Irland geboren. Er hat bisher fünf Romane verfasst, von denen drei auch auf Deutsch erschienen sind, und eine Sammlung von Kurzgeschichten. Er lebt mit seiner Familie in Dublin.

Hugo Hamilton

Gescheckte Menschen

*Aus dem Englischen von
Henning Ahrens*

btb

Die englische Originalausgabe erschien 2003
unter dem Titel *The Speckled People* bei Fourth Estate, London.

2. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Februar 2006,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © der Originalausgabe 2003 by Hugo Hamilton
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe
2004 by Albrecht Knaus Verlag in der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagfoto: Privataufnahme; Hugo Hamilton mit seinem
Bruder Franz
Satz: Filmsatz Schröter, München
EM · Herstellung: AW
eISBN 978-3-641-12925-5

www.btb-verlag.de

Ich (...) warte auf seinen Befehl, die Zunge zu zeigen. Ich weiß, dass er sie mir abschneiden wird, und fürchte mich jedesmal mehr.

ELIAS CANETTI

I

Wenn du klein bist, weißt du nichts.

Als ich klein war, erwachte ich in Deutschland. Ich hörte die Glocken, rieb mir die Augen und sah, wie der Wind die Vorhänge bauschte. Ich stand auf, sah aus dem Fenster und erblickte Irland. Und nach dem Frühstück gingen wir alle aus der Haustür nach Irland und besuchten die Messe. Und nach der Messe gingen wir zum großen, grünen Park am Meer, weil ich Mutter und Vater zeigen wollte, dass ich auf einem Ball stehen und bis drei zählen konnte, bevor der Ball unter meinen Füßen wegflutschte. Ich lief ihm nach, aber die Sonne blendete mich, und ich stolperte über einen Mann, der auf dem Rücken und mit offenem Mund im Gras lag. Er richtete sich ruckartig auf und sagte: «*What the Jaysus?*» Er sagte mir, ich solle in Zukunft besser aufpassen. Also rappelte ich mich rasch auf und lief zurück zu Mutter und Vater. Ich erzählte ihnen, dass der Mann «*Jaysus*» gesagt hatte, aber beide wandten mir den Rücken zu und lachten das Meer an. Vater lachte und blinzelte hinter seiner Brille, und Mutter hielt eine Hand vor den Mund und lachte das Meer an, bis ihr die Tränen kamen, und ich dachte, vielleicht lacht sie gar nicht, vielleicht weint sie ja.

Woher sollst du wissen, was es bedeutet, wenn ihre Schultern beben, wenn sie rote Augen hat und kein Wort mehr hervorbringt? Woher sollst du wissen, ob sie froh oder traurig ist? Und woher sollst du wissen, ob sich Vater freut oder ob er sich

immer noch über all das ärgert, was in Irland noch nicht geschafft ist. Du weißt, dass Meer und Himmel blau sind und dass sie sich irgendwo in weiter Ferne am Horizont treffen. Du siehst, dass die weißen Segelboote still im Wasser liegen, und du siehst Menschen mit Eiswaffeln in der Hand vorbeigehen. Du kannst einen Hund hören, der die Wellen anbellt. Du siehst, wie er am Ufer steht und bellt und nach der Gischt schnappt. Du merkst, wie lange es dauert, bis du sein Gebell hörst, so als käme es von ganz woanders und gehörte gar nicht mehr zu dem Hund. Man könnte glauben, dass er sich heiser gebellt und schließlich seine Stimme verloren hat.

Wenn du klein bist, weißt du nichts. Du weißt nicht, wo du bist oder wer du bist oder welche Fragen du stellen musst.

Dann taten Mutter und Vater eines Tages etwas Komisches. Zuerst schrieb Mutter einen Brief nach Deutschland und bat eine ihrer Schwestern, meinem Bruder und mir neue Hosen zu schicken. Sie wollte, dass wir etwas Deutsches trugen – Lederhosen. Als das Päckchen kam, konnten wir es kaum erwarten, sie anzuziehen, nach draußen zu gehen und die Gasse hinter den Häusern entlangzulaufen. Mutter traute ihren Augen nicht. Sie trat einen Schritt zurück, klatschte in die Hände und sagte, nun seien wir richtige Jungs. Ganz egal, ob wir auf Bäume oder Mauern kletterten, diese deutschen Lederhosen seien unverwüstlich, sagte sie. Und das stimmte. Aber mein Vater wollte, dass wir auch etwas Irisches trugen. Er lief sofort los und kaufte handgestrickte Aran-Pullover. Große, weiße Wollpullover mit Zopfmuster aus dem Westen Irlands, die ebenfalls unverwüstlich waren. Also liefen mein Bruder und ich mit Lederhosen und Aran-Pullovern nach draußen. Wir rochen nach grober Wolle und neuem Leder und waren oben irisch und unten deutsch. Wir waren unverwüstlich. Wir konnten Granitfelsen hinunterrutschen. Wir konnten auf Nägel

fallen und auf Dornen sitzen. Nichts konnte uns pieksen, und wir liefen schneller die Gasse hinunter als je zuvor und streiften dabei schulterhohe Brennesseln.

Wenn du klein bist, bist du wie ein weißes Blatt Papier. Vater schreibt seinen Namen auf Irisch, und Mutter schreibt ihren Namen auf Deutsch, und dann gibt es noch ein freies Kästchen für jene, die Englisch sprechen. Wir sind etwas Besonderes, weil wir Irisch und Deutsch sprechen, und wir mögen den Geruch der neuen Kleidung. Mutter sagt, das gebe ihr das Gefühl, wieder zu Hause zu sein, und Vater sagt, die Sprache sei das Zuhause, und die Heimat sei die Sprache, und die Sprache sei die Nationalflagge.

Aber eigentlich willst du nichts Besonderes sein. Dort draußen in Irland möchtest du sein wie alle anderen. Weder möchtest du jemand sein, der Irisch spricht, noch Deutscher, Kraut oder Nazi. Wenn wir einkaufen gehen, beschimpfen sie uns als die Nazi-Brüder. Sie behaupten, wir wären schuldig, und ich gehe nach Hause und sage Mutter, dass ich nichts getan habe. Aber sie schüttelt den Kopf und meint, das dürfe ich nicht sagen. Leugnen kann ich nichts, und ich kann mich nicht wehren und auch nicht behaupten, ich wäre unschuldig. Mutter sagt, wer gewinnt, ist egal. Stattdessen lehrt sie uns, nachzugeben und schweigend weiterzugehen, als wären wir taub und machten uns nichts aus den Rufen.

Wir haben Glück, noch am Leben zu sein, sagte sie. Der Ort, an dem wir leben, ist der beste auf der ganzen Welt. Hier gibt es keinen Krieg und nichts, wovor man Angst haben muss, und das Meer ist nicht weit, und in der Luft liegt der Geruch von Salz. Viele blaue Bänke gibt es, auf denen man sitzen und den Wellen zusehen kann, und viele Badestellen. Viele Kletterfelsen und Teiche zum Krabbenfischen. Läden, die Angelschnüre und Haken, Eimer und Plastiksonnenbrillen verkau-

fen. Wenn es heiß ist, gibt es Eiscreme, und in den Schaufenstern hat man Zeitungen ausgebreitet, damit die Schokolade nicht in der Sonne schmilzt. Und manchmal ist es so heiß, dass du meinst, eine Nadel in den Rücken zu bekommen, so heftig sticht die Sonne unter dem Pullover. Sie lässt den Teer auf der Straße Blasen werfen, die du mit dem Eisstiel zum Platzen bringen kannst. Wir leben in einem freien Land, sagt sie, in dem immer ein Wind weht und in dem man tief Luft holen kann. Fast könnte man meinen, ein Leben lang Ferien zu haben, denn vor den Häusern sieht man Segelboote, und in den Vorgärten wachsen Palmen. Dublin, die Palmenstadt, sagt sie, weil die Stadt wie das Paradies und das Meer immer nah ist und wie ein Spiegel blau-grünen Wassers auf dem Grund jeder Straße schimmert.

Aber das ändert nichts. *Sieg Heil*, rufen sie. *Achtung. Schnell, schnell. Donner und Blitzen*. Ich weiß, dass sie uns vor Gericht stellen werden. Auf die Seitenwand des Ladens und auf die Wände in den Gassen haben sie Parolen gepinselt. Sie werden uns irgendwann schnappen und uns Fragen stellen, auf die wir keine Antwort haben. Ich sehe doch, wie sie uns anstarren, wie sie auf jenen Tag warten, an dem wir nur zu zweit sind und niemand in der Nähe ist. Ich weiß, dass sie mich hinrichten werden, denn meinen älteren Bruder nennen sie Hitler, und ich bekomme den Namen eines SS-Mannes, der in Argentinien aufgespürt und vor Gericht gestellt wurde, um für all seine Morde zu büßen.

«Ich bin Eichmann», sagte ich eines Tages zu Mutter.

«Aber das kann doch nicht sein», erwiderte sie. Sie ging in die Hocke, um mir in die Augen sehen zu können. Sie wog meine Hände in den ihren. Dann schwieg sie eine Weile, weil sie nicht wusste, was sie als Nächstes sagen sollte.

«Du kennst doch den Hund, der die Wellen anbellt», sagte

sie. «Du kennst doch den herrenlosen Hund, der den ganzen Tag die Wellen anbellt, bis er heiser ist und keine Stimme mehr hat. Er weiß es nicht besser.»

«Ich bin Eichmann», sagte ich. «Ich bin Adolf Eichmann, und ich kaufe mir jetzt ein Eis. Dann gehe ich runter zum Meer, um den Wellen zuzusehen.»

«Warte», sagte sie. «Warte auf deinen Bruder.»

Sie steht in der Tür, eine Hand vor dem Mund. Sie glaubt, dass wir nach Irland hinausgehen und nie mehr heimkehren werden. Sie hat Angst, dass wir uns in einem fremden Land verirren, in dem niemand unsere Sprache spricht und uns niemand versteht. Sie weint, weil ich Eichmann bin und weil sie uns nicht daran hindern kann, hinauszugehen und Nazis zu sein. Sie sagt, wir sollen uns vorsehen, und dann sieht sie zu, wie wir über die Straße gehen und um die Ecke biegen, und dann sind wir außer Sicht.

Und wir versuchen, so irisch wie möglich zu sein. Im Laden verlangen wir das Eis auf Englisch und deuten an, dass wir kein Deutsch können. Wir haben Angst, Deutsche zu sein, also rennen wir so irisch wie möglich zum Meer, damit uns niemand bemerkt. Wir lehnen am Geländer und sehen zu, wie die Wellen auf die Felsen schlagen und die Gischt spritzt. Wir schmecken das Salz auf unseren Lippen und sehen die Gischt wie Milch durch die Risse laufen. Wir sind Iren, und jedes Mal, wenn eine Welle donnernd auf den Felsen zusammenschlägt, sagen wir: «*Jaysus!*»

«*Jaysus, what the Jaysus!*», rief ich.

«*Jaysus, what the Jaysus, was für ein böser Monsterbauch!*», rief Franz, und dann rannten wir fäusteschüttelnd am Ufer entlang.

«Böse Monsterwellen!», schrie ich, weil sie uns nicht kriegen konnten, und das wussten sie. Ich nahm einen Stein und

traf eine unter der Gürtellinie, als sie sich aufbäumte und mit ihrem glatten, grünen Bauch und den langen, weißen Haaren, die über ihre Augen fielen, auf uns zugestürmt kam.

«Hau ab, du böser bombastischer Monsterbauch!», lachten wir, als der Stein in die Welle klatschte und sie mit ausgestreckten Armen auf dem Sand zusammenbrach. Ein paar Wellen versuchten, zu entkommen, aber wir waren zu schnell für sie. Wir lasen noch mehr Steine auf und warfen eine Welle nach der anderen ab, denn wir waren Iren, und niemand konnte uns sehen. Der Hund war da, und er bellte und bellte, und wir hielten die Wellen in Schach, weil wir es nicht besser wussten.

2

Hier wollen sie uns nicht, das weiß ich. Aus dem Fenster des Schlafzimmers von Mutter und Vater kann ich sehen, wie sie vorbeilaufen, sie kommen vom Fußballplatz und gehen zu den Läden. Sie haben Knüppel dabei und qualmen Kippen und spucken. Ich höre sie lachen, und irgendwann müssen auch wir nach draußen, und dort werden sie auf uns warten, das ist nur eine Frage der Zeit. Sie werden rasch herausfinden, wer wir sind. Sie werden uns sagen: Geht wieder dorthin zurück, wo ihr hergekommen seid.

Vater sagt, dass wir uns keine Sorgen zu machen brauchen, weil wir die neuen Iren sind. Einerseits sind wir aus Irland, andererseits von irgendwo anders. Wir sind halb irisch und halb deutsch. Wir sind gescheckte Menschen, sagt er, die *Brack*-Menschen, und das Wort *brack* ist irisch oder, wie man auch sagt, gälisch. Bevor Vater Ingenieur wurde, war er Lehrer, und *breac* ist ein Wort, erklärt er, das die Iren mitgenommen haben, als sie in die englische Sprache hinübergewandert sind. Es bedeutet so viel wie gefleckt, gescheckt, gepunktet, bunt. Eine Forelle ist *brack* und auch ein Apfelschimmel. Ein *barm brack* ist ein Rosinenbrot, und das Wort kommt vom Irischen *bairín breac*. Also sind wir gescheckte Iren oder *Brack*-Iren. *Brack*, selbst gebackenes irisches Brot mit deutschen Rosinen darin.

Aber es bedeutet auch, dass wir gebrandmarkt sind, das weiß ich genau. Es bedeutet, dass wir Fremde sind und nie irisch

genug sein werden, obwohl wir Irisch sprechen und irischer als die Iren selbst sind, wie Vater meint. Wir haben gescheckte Gesichter, und darum ist es besser, drinnen zu bleiben, weil sie uns da nicht schnappen können. Drinnen können wir sein, wie wir sind.

Ich schaue aus dem Fenster und sehe, wie sich das Licht auf dem roten Backstein der Reihenhäuser gegenüber verändert. Ich sehe die Geländer und Hecken und die gestreiften Markisen über den Haustüren. Ich sehe einen Gärtner, der die Hecken schneidet, und das Klappern seiner Schere höre ich auf Englisch, denn Englisch ist die Sprache des Draußen. Das Draußen ist ein fremdes Land, und von der Entfernung abgesehen, ist es in jeder Hinsicht weit entrückt. Eine Wolke wirft ihren Schatten auf die Straße, und der Gärtner blickt auf. Ich höre Mutter sagen, dass das Nachmittagslicht dort draußen seltsam sei. Eine Wolke verdecke die Sonne, sagt sie, und diese werfe ein schwaches Licht wie von einer Laterne auf die Mauern aus rotem Backstein, und es komme ihr vor, als wäre der Tag an sein Ende gelangt.

«*Falsches Licht*», nennt sie das, und sie sagt es auf Deutsch, weil wir in unserem Haus nur Deutsch oder Irisch sprechen. Englisch nie. Sie geht zum Fenster, um selbst einen Blick hinauszuwerfen, und wieder sagt sie: «*Falsches Licht.*» Sie beißt die Zähne zusammen und holt tief Luft, und das heißt, dass es demnächst regnen wird. Das heißt, dass die Möwen vom Meer in die Stadt kommen und sich kreischend auf den Schornsteinen niederlassen. Den Leuten sagt es, dass sie schnell ihre Wäsche hereinholen müssen. Dem Gärtner sagt es, dass er ins Haus gehen muss, weil sich auf dem Straßenpflaster schon große Regentropfen abzeichnen. Und als sich alle Tropfen vereinigt haben und das Pflaster ganz nass ist, geht Mutter nach unten in die Küche.

Wir dürfen mit einigen ihrer Sachen spielen. Gemeinsam mit Franz, meinem großen Bruder, und Maria, meiner kleinen Schwester, untersuche ich alles, was auf dem Frisiertisch liegt – Lippenstift, Schere, Nagelschere, Rosenkranz. Eine Bürste liegt da, in deren Borsten der Kamm steckt wie eine Säge. Da stehen ein Schälchen mit Haarclips und eine Puderdose und eine blau-goldene Flasche, auf der groß die Zahl 4711 prangt. Wir leeren ein Schmuckkästchen aus und finden die grüne Schlange aus jenem Edelstein, den Mutter Smaragd nennt. Maria, die sich wie Mutter etwas aus der blau-goldenen Flasche hinter die Ohren, auf die Handgelenke und in die Kniekehlen tupft, als wäre es Weihwasser, ruft unablässig die große Zahl 4711, und der Duft von Eau de Cologne erfüllt das Zimmer. Franz findet die Geldbörse aus Krokodilleder, die viele schwere Silberstücke enthält, und nun sind wir reich. Die Gerüche von Regen und Leder vermischen sich mit dem Duft des Eau de Cologne. In den Seitenschubladen des Frisiertisches finden wir Briefe, Schals und Strümpfe. Pässe und Fotos, Eisenbahnfahrkarten und Reservierungen für den Schlafwagen.

Und dann stießen wir auf die Orden. Ich wusste sofort, dass es deutsche Orden waren, denn alles, was Mutter gehörte, war deutsch. Sie erzählt uns viele Geschichten über Kempen, den Ort, in dem sie aufgewachsen ist, und deshalb wusste ich, dass mein Großvater, Franz Kaiser, im Ersten Weltkrieg gekämpft hatte und Mutter im Zweiten Weltkrieg gewesen war. Und ich weiß auch, dass Großmutter Berta Opernsängerin war und dass Großvater Franz ins Krefelder Opernhaus ging, um sie zu hören, und weil ihr jeder einen Blumenstrauß schickte, beschloss er, ihr einen Strauß Bananen zu schicken, und so verliebten sie sich ineinander und heirateten. Ab und zu stellt Mutter das Radio an, weil sie hofft, ein paar jener Lie-

der zu hören, die ihre Mutter gesungen hat. An den Schatten, die Mutter manchmal um die Augen hat, kann ich erkennen, wie weit Deutschland weg ist. An der Art, wie sie schweigt. Oder an der Art, wie sie den Kopf zurückwirft und über die Streiche ihres Vaters lacht. Wie einmal, als er den Postboten bat, ihm seine Dienstmütze zu leihen, und sich höflich dafür bedankte, um dann auf das mitten auf dem Platz stehende Denkmal zu klettern und die Mütze dem Hl. Georg aufzusetzen.

Wir wussten auch ohne Erklärung, dass die Orden militärische Auszeichnungen Franz Kaisers waren. Als er im Ersten Weltkrieg Soldat war, setzte sich Berta, seine Frau, jeden Tag in den Zug und brachte ihm das Essen in einem Strohkorb. Manchmal stellte sie den Korb auch einfach so in den Zug, und abends kam er leer zurück. Eines Tages musste Franz Kaiser an die Front, und bei seiner Heimkehr hatte er eine Krankheit in den Lungen, die ihn umbrachte. Schon vor dem Krieg war er nicht bei bester Gesundheit gewesen, und Mutter sagt, dass er niemals zum Militär hätte eingezogen werden dürfen, denn als er starb, war sie erst neun Jahre alt. Sie sagt, dass sie sich noch an den Duft der Blumen erinnern kann, die um den Sarg standen, und an die Schatten um die Augen ihrer Mutter. Also hefte ich mir Franz Kaisers Orden mit dem Kreuz an die Brust und marschiere auf den blanken Dielen des Schlafzimmers meiner Eltern auf und ab, betrachte mich im Spiegel und salutiere, während mein Bruder, der einen anderen Orden trägt, hinter mir salutiert, und hinter ihm salutiert meine Schwester, die sich die Smaragdschlange angesteckt hat.

Dann kam die Sonne wieder heraus, und die Straße hellte sich auf, und ich glaubte, dass jemand im Zimmer das Licht angeknipst hätte. Die Wolke war vorübergezogen, und das Straßenpflaster dampfte. Der Gärtner war wieder draußen und

schnitt die Hecke, und man hörte nur das Geräusch der Schere und meine Schwester Maria, die durch den Mund atmete, und manchmal einen der Züge im Bahnhof. Aus der Küche kroch der Backduft, und er kroch die Treppe hinauf und drang bis ins Schlafzimmer, und eigentlich hätten wir hinunterrennen müssen, um die Schüsseln auszuschlecken. Wir hätten eigentlich loslaufen müssen, um Vater vom Zug abzuholen. Aber wir waren viel zu sehr damit beschäftigt, nach den alten Sachen zu suchen.

Außer Manschettenknöpfen, Krawatten und Socken war in Vaters Kleiderschrank zunächst nicht viel zu finden. Doch dann fanden wir das große Schwarzweißfoto eines Matrosen. Er trug eine Matrosenuniform mit weißen Aufschlägen und einem Taljereep auf der Brust. Er hatte sanfte Augen, und mir gefiel sein Gesicht. Ich wollte auch Matrose sein, obwohl ich nicht wusste, was dieser hier in Vaters Schrank zu suchen hatte.

Ich weiß, dass Vater aus Cork stammt, als Ingenieur in Dublin arbeitet und seinen Namen auf Irisch schreibt. Als er klein war, befand sich Irland noch unter britischer Herrschaft. Väterlicherseits bestand seine ganze Familie aus Fischern. Eines Tages stürzte sein Vater auf Deck, verlor das Gedächtnis und starb bald darauf in einem Krankenhaus in Cork. Doch darüber sprechen wir nie. Ich wusste, dass es Ärger geben würde, wenn Vater nach Hause kam, aber ich dachte nicht weiter darüber nach, nicht einmal, als ich über mir seinen guten Sonntagsanzug erblickte, der am Bügel hin und her schwang. Nicht einmal, als ich hörte, wie die Züge einer nach dem anderen in den Bahnhof einfuhren. Eilig stöberten wir weiter und zogen Schubladen mit Taschentüchern und Handschuhen, Mottenkugeln und eingerollten Socken auf.

Unten im Schrank standen Kartons voller Briefe und Post-

karten, Zeugnisse und Heiligenbilder. Und schließlich stießen wir auf weitere Orden. Schwere Bronzeorden diesmal, einen für jeden von uns. Der Orden, den ich mir ansteckte, hatte ein gestreiftes Band, das den ausgebleichenen Markisen auf der anderen Straßenseite glich. Wir wussten nicht, woher diese Bronzeorden stammten, aber sie mussten dem Matrosen gehört haben, der sich hinten im Kleiderschrank versteckte. Ihm, wer immer er sein mochte, mussten auch die wasserfesten Ausweispapiere und die Fotos der *HMS Nemesis* gehört haben, auf deren Deck die Matrosen in langer Reihe Aufstellung genommen hatten. Und wahrscheinlich war er auch der Empfänger jener Postkarten, auf denen ihm König George ein gesegnetes und siegreiches Weihnachtsfest wünschte.

Bestimmte Dinge sollte man in Irland lieber nicht wissen. Und deshalb hatte ich auch keine Ahnung, dass ich einen irischen Großvater hatte, der nicht einmal Irisch konnte. Er hieß John Hamilton und war bei der Marine, der britischen Marine, der Royal Navy. Mit fünfzehn Jahren trat er in Dienst, und er diente auf allen möglichen Schiffen – *Defiance*, *Magnificent*, *Katoomba*, *Repulse*. Als er auf einem britischen Schiff namens *HMS Vivid* stürzte, war er erst achtundzwanzig. Er starb an Heimweh und Gedächtnisverlust. Aber davon wusste ich nichts. Im Vorderzimmer hängt ein Bild von Franz und Berta Kaiser: Sie hat ihren Kopf auf seine Schulter gelegt, und vor ihnen auf dem Tisch steht ein großes Glas Wein. Ein Bild von John Hamilton und seiner Frau Mary Frances, egal, ob einzeln oder gemeinsam, hängt nirgendwo in unserem Haus. Unsere deutschen Großeltern sind tot, aber unsere irischen Großeltern sind tot und vergessen. Ich wusste nicht, dass der Bronzeorden, den ich mir neben das Eiserne Kreuz meines deutschen Großvaters geheftet hatte, von der Royal Navy stammte und Mary Frances, meiner irischen Großmutter, ge-

meinsam mit einer winzigen Rente verliehen worden war, für die sie hart hatte kämpfen müssen. Ich wusste nicht, dass John Hamilton, mein irischer Großvater, und Franz Kaiser, mein deutscher Großvater, sich im Ersten Weltkrieg gegenübergestellt hatten. Ebenso wenig wusste ich, dass Mutter und Vater durch denselben Krieg Waisen geworden waren. Und auch nicht, dass ich Orden zweier verschiedener Reiche auf der Brust trug.

Ich wusste nicht, welche Fragen ich stellen sollte. Ich hörte einen Zug nach dem anderen in den Bahnhof heimkommen, und ich wusste, dass uns verboten war, die Sprache des Matrosen zu sprechen. In unserem Haus darf kein Englisch gesprochen werden. Vater möchte, dass alle Iren wieder in die irische Sprache zurückkommen, also hat er uns Englisch verboten, denn deine Heimat ist die Sprache, und er will, dass wir Iren sind und keine Engländer. Da Mutter Deutsche ist und nichts gegen die Engländer hat, spricht sie keine derartigen Verbote aus. Sie hat ihre eigene Sprache, und außerdem ist sie ursprünglich nach Irland gekommen, um Englisch zu lernen. Also dürfen wir die Sprache Franz Kaisers sprechen, nicht aber die Sprache John Hamiltons. Wir dürfen Irisch oder Deutsch sprechen, aber Englisch ist wie ein fremdes Land, das jenseits der Türschwelle liegt. Der Mann im Schrank, jener Matrose mit den kurzen Haaren und dem sanften, ausweichenden Blick, konnte nicht zu uns sprechen. Selbst wenn er noch lebte und zu Besuch käme und uns etwas über seine Fahrten rund um die Welt erzählen wollte, über die Schiffe, auf denen er gedient, und all die Städte und Häfen, die er gesehen hatte, könnte ich ihm keine einzige Frage stellen.

Im Schrank standen so viele Kartons, dass wir darauf sitzen und Bus spielen konnten. Wir gaben dem Bus die Nummer 8, und Franz, einen Hut als Lenkrad, war der Fahrer. Ich war der

mit Orden behängte Schaffner, und abgesehen von Vaters Sonntagsanzug, der am Bügel hing, und dem schweigsamen Matrosen, der ganz hinten saß und aus dem Fenster schaute, war Maria der einzige Fahrgast.

«Anhalten, bitte!», rief ich, und Maria stieg ein. Sie hatte die Krokodillederbörse dabei und bezahlte ihre Karte mit den kostbaren Münzen.

«Fahrkarten, bitte!», wiederholte ich immer wieder, bis sie kein Geld mehr hatte und ich sie so mitfahren lassen musste. Die Glocke schlug ich, indem ich gegen den Griff der Schublade pochte. Dann schloss ich die Tür, und in völliger Dunkelheit fuhr der Bus los. Maria weinte und wollte aussteigen, aber dafür war es schon zu spät, denn der Bus sauste so schnell um die Kurve, dass er sich zur Seite neigte. Und bevor wir uns versahen, war der Schrank umgekippt. Nur das Bett von Mutter und Vater verhinderte, dass er der Länge nach auf den Boden krachte. Wir wussten überhaupt nicht, was passiert war. Wir wussten nur, dass wir die Tür nicht mehr öffnen konnten und in der Falle saßen. Und wir wussten, dass wir Ärger bekommen würden. Kurz waren wir still und warteten darauf, was als Nächstes geschehen würde. Maria weinte, und dann begann Franz, um Hilfe zu rufen.

«Mutti, Ma, Ma ...», rief er.

Auch ich begann zu rufen. Meine Mutter war weit weg, sie backte unten einen Kuchen. Wir riefen und riefen, und wir warteten lange. Aber niemand konnte uns hören, nicht einmal der Gärtner oder die Nachbarn oder irgendwelche Passanten, denn sie verstanden ja nur Englisch. Niemand konnte wissen, dass wir um Hilfe riefen, denn wir benutzten die falsche Sprache. Wir waren die Kinder im Kleiderschrank, und sie konnten uns nicht verstehen, ganz gleich, wie laut wir klopfen und schrien.

Eine Weile später hörte ich Mutters Stimme. Sie traue ihren Augen nicht, sagte sie. Sie sagte, dass sie sowohl während des Krieges in Deutschland als auch später in Irland einiges Merkwürdige gesehen habe, aber ein umgekippter, weinender Schrank sei ihr noch nie unter die Augen gekommen. Allein konnte sie den Schrank nicht aufrichten, und sie konnte auch nicht die vom Bett zgedrückte Tür öffnen. Aber alles werde gut, sagte sie, denn auch wenn wir noch ein wenig länger im Dunkeln sitzen müssten, wolle sie uns, bis Hilfe komme, eine Geschichte erzählen. Wir hörten zu, halb betäubt vom Duftnebel aus 4711, Mottenkugeln und frisch gebackenem Kuchen, und dann kam Vater nach Hause, und plötzlich stand der Schrank wieder aufrecht, und die Tür tat sich auf. Ich rieb mir die Augen und sah Vater, der uns durch seine Brille anzwinkerte und bei jedem Wort die Stirn runzelte.

«Wer hat euch erlaubt, in meinen Sachen zu kramen?», fragte er, weil er nicht wollte, dass wir von seinem Vater erfahren, der kein Irisch gesprochen und auf britischer Seite Krieg gegen die Deutschen geführt hatte, obwohl sein eigenes Land noch nicht befreit war.

Maria lag in Mutters Armen und heulte noch mehr, obwohl sie gerettet war und nicht mehr in der Falle saß. Sie sagte, Franz sei der Fahrer gewesen und ich der Schaffner und sie nur ein Fahrgast, genau wie der Matrose auf dem Rücksitz. Vaters Stimme füllte das ganze Zimmer aus, und ich spürte das Brennen seiner Hand, aber das machte nichts, denn wir waren ja in Sicherheit, und Mutter sprach vom Kuchen, den wir zum Nachtschiff essen wollten. Die Orden wurden abgenommen und weggepackt. Das Foto des Matrosen mit den sanften Augen verschwand, und wir sahen ihn nie wieder. Er wurde nie mehr erwähnt. Und weil er wieder im Kleider-

schränk verschwunden war, aus dem ihn niemand retten konnte, konnte ich ihn auch nicht im Kopf behalten. Wir hatten keine Möglichkeit, die Erinnerung an ihn zu bewahren, und genau wie er verloren war unser Gedächtnis.

Meine Mutter heißt Irmgard, und früher war sie bei einem großen Film dabei, in dem es um den Krieg und das Töten und brennende Züge ging. Einem Schwarzweißfilm, der vor langer Zeit in Deutschland spielte. In Venlo, einer Stadt, in der sie damals gearbeitet hat, wurde sie von einem Mann in die Falle gelockt und konnte nicht entkommen. Sie sagt, sie hätte sich genauso gefühlt wie wir im Schrank, denn sie war weit fort von zu Hause und konnte nicht um Hilfe rufen. Sie konnte weder nach Hause schreiben noch einer ihrer Schwestern erzählen, was los war. Der Name des Mannes war Stiegler, und wenn sie mit ihm sprach, hörte er nicht zu, und gehen lassen wollte er sie auch nicht. Stattdessen wollte er, dass sie lächelte. Und weil sie aus Angst nicht lächeln konnte, zog er ihre Lippen mit seinen Fingern zu einem breiten, unglücklichen Grinsen auseinander. Mehr kann sie darüber nicht sagen. Niemandem sonst hat sie davon erzählt, nicht einmal ihren Schwestern, nicht einmal Vater. Eines Tages, wenn wir älter sind, werden wir die ganze Geschichte hören. Aber jetzt sind wir noch zu klein, und es gibt Dinge über Deutschland, an die man besser nicht denkt. «Das ist ein Film, den ihr euch anschauen könnt, wenn ihr groß seid», sagt sie.

Zu wissen brauchen wir nur, dass meine Mutter am Ende des Films, als der Krieg vorbei ist, nach Irland flieht und auf eine Pilgerreise geht. In Dublin begegnet sie Vater, und sie reden über alles, außer über die Zeit, als sie bei dem Mann in

Venlo in der Falle saß. Sie kehren ins verschneite Deutschland zurück, um zu heiraten. Sie reisen durch die weiße Landschaft und besuchen am Rhein einen Berg namens Drachenfels, und danach nimmt Vater Mutter mit nach Irland zu einem Berg namens Croagh Patrick, der dicht am Atlantik liegt.

«Und da ist der Film zu Ende», sagt sie, weil es Schlafenszeit ist und sie nicht noch mehr Fragen über Deutschland hören möchte, die sie nicht beantworten kann. «Film aus. Ende.» Dasselbe sagt sie manchmal, wenn wir uns um die Reste in der Kuchenschüssel streiten. Und damals, als wir zum Strand gingen und den ganzen Tag dort blieben, bis es zu regnen begann, sagte sie, wie schade es sei, dass der Tag so enden müsse. Das sagt sie auch, wenn etwas kaputtgeht, zum Beispiel die blaue Vase im Flur, die schon im Haus ihrer Eltern in Kempen stand. Als diese Vase kaputtging, sagte sie, das sei ja ein hübscher Film, aber nun sei er zu Ende.

In ihrem Film hielt sich Mutter in einem Gebäude auf, in dem niemand anderer wohnte. Nachts, wenn alle fort waren, bekam sie Angst und verschloss die Zimmertür. Sie wusste, dass es sinnlos war, um Hilfe zu rufen, denn niemand hätte sie gehört. Dann hörte sie, wie der Mann hereinkam, und sie konnte nichts anderes tun als zu beten und zu hoffen, dass eines Tages alles vorbei wäre. Sie hörte seine Schritte auf der Treppe, und es klang, als zählte er jede Stufe. Sie konnte ihn vor der Tür atmen hören. Sie konnte sehen, wie sich die Klinke bewegte, und sie konnte Cognac riechen.

Tagsüber war der Mann ausnehmend nett. Er sah gepflegt aus, trug einen Anzug und jeden Morgen ein frisches Hemd, und gute Schuhe trug er auch. Seine Stimme war freundlich, und jedem, der zur Arbeit kam, gab er die Hand. Er lächelte und vergaß keinen einzigen Geburtstag. Hatte irgendjemand

schlechte Neuigkeiten erfahren, dann brachte er Blumen mit zur Arbeit. Alle waren der Ansicht, dass er bei Tag ein netter und zuvorkommender Mann war. Er war belesen, und er war sehr großzügig und verschenkte Karten für die Oper und das Theater.

Aber man kann nicht jedem netten Menschen trauen. Mutter sagt, dass es gegen Nettigkeit manchmal keine Waffe gibt. Man lässt sich zu leicht von Komplimenten, einem Lächeln und freundlichen Worten einwickeln. Und eigentlich können Dinge wie Blumen, Theaterkarten und Einladungen zur Oper nicht wehtun. Jeder ist fehlbar, aber es gibt Fehler, über die man nicht reden mag, weil man sich hinterher unglaublich dumm vorkommt und das Gefühl hat, selbst schuld zu sein. Mutter will, dass wir nie auf nette Worte hereinfliegen. Sie will, dass wir nie etwas bereuen müssen, weil in Deutschland jeder etwas in seinem Kopf zu verbergen hat. Jeder hat etwas, von dem er wünscht, es wäre nie geschehen.

Wenn man klein ist, kann man ein Geheimnis erben, ohne zu wissen, worin es besteht. Man kann im selben Film in der Falle sitzen wie seine Mutter, denn manches erbt man, ohne es zu merken. Und zwar nicht nur Äußerlichkeiten wie ein Lächeln oder eine Stimme, sondern auch Unausgesprochenes, das man erst in späteren Jahren begreift. Vielleicht kann man es mir genau wie Mutter von den Augen ablesen. Vielleicht verbirgt es sich in meiner Stimme oder der Form meiner Hände. Vielleicht ist es etwas, das man bei sich trägt wie eine Kostbarkeit, die man nicht verlieren darf.

«Der Film wird noch laufen, wenn wir älter werden», sagt sie.

Vorerst brauchen wir nur zu wissen, dass sie nach Irland floh, um in einem heiligen Land voller Priester und Esel mit

Kreuzen auf dem Rücken Pilgerin zu werden. Auf Irland war sie gekommen, weil sie gehört hatte, dass es dort viele Klostersruinen gab. So viel Armut hatte sie dort allerdings nicht erwartet. Aber die Iren wussten durch Feste und Rauchen, Geschichten und Gesang mit ihrer Armut umzugehen. Ein Mann, der eine Schachtel Zigaretten besaß, war in Irland Millionär. Außerdem hatten die Iren nie versucht, jemand anderem wehzutun. Und vielleicht waren sie deshalb nicht in der Lage, über eine deutsche Frau zu richten. Die Tage vor ihrer Abreise aus Deutschland seien unglaublich aufregend gewesen, sagt sie, denn niemand aus ihrer Familie war je so weit gereist. Alle sprachen von Irland, selbst die Nachbarn. Man fragte nach dem Wetter und wollte wissen, wie die Häuser eingerichtet waren. Man überlegte, was sie mitnehmen musste und was nicht. Sie sagte, dass sie ihre Sachen so oft ein- und auspackte, dass sie manchmal gar nicht glauben konnte, am Ende wirklich aufzubrechen.

Am Bahnhof umarmte sie ihre Tante Maria und ihren Onkel Gerd und Hermine, ihre jüngste Schwester, aber ihr war nicht wirklich bewusst, dass sie fortfuhr. Alle hatten Tränen in den Augen und wollten sie nicht in den Zug steigen lassen, weil sie befürchteten, sie würde niemals zurückkehren. Sie nahmen ihr das Versprechen ab, jede Woche einen Brief nach Hause zu schreiben. Selbst als sie sich auf ihren Platz setzte, selbst als die Waggons anruckten und der Zug aus dem Bahnhof fuhr, hatte sie nur ein einziges Gefühl: Angst. Alle Deutschen waren es gewöhnt, Angst zu haben. Sie winkte wie in Zeitlupe. Sie sah die Häuser, Zäune und Felder vorbeiziehen, wurde aber das Gefühl nicht los, immer noch in der Falle zu sitzen. Und dann, sagt Mutter, kommt plötzlich der Moment, in dem einem alles egal ist und in dem man weder Angst noch Zweifel kennt. Dieser Moment, in dem einen nichts mehr

belastet und in dem die Angst verfliegt, ist sowohl einer der Stärke als auch einer der Schwäche.

Manchmal glaubt sie, dass alles erst gestern geschehen wäre. Dass der Film nie enden und sie nie entkommen würde. Vielleicht sind bestimmte Menschen gute Erzähler, weil es Dinge gibt, die sie nicht erzählen können, Dinge, die sie unbedingt geheim halten und irgendwie umgehen müssen. Deshalb erzählt sie uns die Geschichte ihrer Pilgerreise. Sie erzählt, dass man in Irland jedem Menschen trauen könne, dass die Menschen hier sehr fromm seien und man jederzeit den Rosenkranz beten könne, um jene Dinge gutzumachen, die im Krieg passiert sind.

Die Art, wie dieser Film auf sein Ende zusteuerte, war großartig: auf schmalen, gewundenen Wegen und im Schein einer Sonne, die wie auf Heiligenbildern durch die Wolken stieß und die Berge erleuchtete, als wären diese eine Opernbühne. Sie fiel sogar durch die Ritzen der Steinwälle. Überall gab es diese Steinwälle, und überall war das Gras vom Wind in dieselbe Richtung gekämmt worden. Bäume gab es, die aussahen wie krumme Greise, und abgesehen von den Klosterruinen und Heuhocken auf den Feldern war die Landschaft leer. Einmal oder zweimal waren Kühe auf der Straße, an denen sie nicht vorbeikam. Die Kühe wandten ihr die großen Schädel zu, als wären sie verblüfft, nach dem Krieg eine Deutsche in Irland zu sehen.

Dann begann es zu regnen, und es wurde dunkel, und sie musste rasch eine Unterkunft finden. Es regnete so heftig, dass das Wasser von ihren Lidern spritzte, wenn sie blinzelte, und ihre Schultern zitterten. Sie stieg vom Fahrrad, weil sie nicht mehr weiterkonnte. Ein Mann wies auf ein Haus, das nicht unbedingt wie eine Pension wirkte, aber es war besser als nichts, weil man kaum noch etwas sah. Drinnen brannte Licht,

und eine Frau, im Rücken eine Kinderschar, öffnete die Tür. Ein Mädchen saugte am Rockzipfel, und alle starrten Mutter an, als wäre sie vom Regen hereingeweht worden.

«Passiert nicht oft, dass eine deutsche Frau allein durch diese Gegend radelt», sagte die Frau.

Mutter sagt, dass man in Irland nie weiß, ob die Menschen ihre Worte bewundernd meinen oder nicht. Die Iren, sagt sie, seien Meister darin, ihre Worte zwischen Bewunderung und Anklage, zwischen Neid und Verachtung in der Schwebe zu halten. Sie sagt, die Frau habe sie von Kopf bis Fuß gemustert, und die deutschen Kleider schienen ihr zu gefallen, zu trauen schien sie ihr aber nicht ganz.

«Ich komme von Lough Derg», erklärte Mutter.

Da war alles in Ordnung. Sie war eine Pilgerin. Eine Pilgerin, nach Irland gekommen, um für alles Schlimme zu beten, das in Europa geschehen war.

Man führte sie in die Küche und bot ihr einen Stuhl und etwas zu essen an. Alle sahen ihr zu, und der Hausherr stellte unentwegt Fragen nach Deutschland. Lag dort wirklich alles in Trümmern, wie es in den Zeitungen hieß? Sie musste die Städte nach dem Krieg beschreiben – Nürnberg, Hamburg, Dresden. Die Frau sagte immer wieder: «Nicht zu glauben», aber eine Deutsche würde so etwas natürlich nie erfinden. Die Kinder starrten sie an. Sie waren so schüchtern, dass sie nicht näher zu treten wagten. Mutter kam sich vor wie eine Filmschauspielerin. Man sprach über sie, als wäre der Film immer noch nicht zu Ende. Gebt ihr mehr Brot, sagte der Hausherr. Sie braucht einen Whiskey, sagte er, nachdem sie aufgegessen hatte, als gelte es, den vom Regen hereingewehten Gast zu feiern.

Der Hausherr hob sein Glas, und alle Kinder sahen auf.

«Heil Hitler», sagte er.

Er lächelte breit, sagt Mutter, und sie wusste nicht, was sie erwidern sollte. Natürlich hatte er seine Worte nett gemeint. Sie gehörten zum irischen Willkommensgruß.

«Ein Hoch auf die Deutschen», sagte er.

Er sagte, die Deutschen seien ein großartiges Volk. Er wiederholte immer wieder, wie schade es sei, dass sie den Krieg verloren hätten, denn sie seien ein so mächtiges Volk. Er zwinkerte Mutter bewundernd zu und schwieg dann lange, um ihre Reaktion abzuwarten.

«Ein Hoch auf die Deutschen, denn sie haben den Briten ordentlich den Hintern versohlt. Wenigstens das muss man Hitler hoch anrechnen.»

Er wollte nur gastfreundlich sein, sagt Mutter, damit sie sich wie zu Hause fühlte. Sie konnte nicht mit ihm streiten. Sie saß in der Falle der deutschen Geschichte und kam nicht heraus. Also lächelte sie und sagte, es sei ein langer Weg von Lough Derg gewesen. Sie bedankte sich für den schönen Empfang, wies aber gleichzeitig darauf hin, dass sie kaum noch die Augen aufhalten könne.

Man führte sie in ein Zimmer, in dessen Kamin ein kleines Feuer brannte. Ihre Kleidung dampfte immer noch. Das Zimmer roch nach Kohl und feuchten Wänden. Das Bett hing in der Mitte durch, aber sie war so müde, dass ihr alles egal war, und es dauerte nicht lange, da hatte sie der Regen in den Schlaf getrommelt. Auf der anderen Seite der Wand hörte sie die Stimmen der Kinder, und manchmal hörte sie auch die tiefe Stimme des Hausherrn. Draußen fiel der Regen flüsternd und trommelnd in ein Emaillebecken, und das Rauschen, mit dem er im Abflussrohr verschwand, hörte sich an wie ein die ganze Nacht hindurch gebeteter Rosenkranz.

Später wachte sie auf und erblickte die Frau, die, eine Lampe in der Hand, neben dem Bett stand und sie sanft am Arm

rüttelte. Es gebe einen Notfall, erklärte die Frau. Ob es ihr etwas ausmache, aufzustehen und in einem anderen Zimmer weiterzuschlafen? Vor der Haustür stünden drei bis auf die Haut durchnässte Männer, die eine Unterkunft für die Nacht bräuchten.

«Ich kann sie nicht abweisen», sagte die Frau. «Die armen Kerle.»

Mutter sagt, sie habe aufstehen und ihre Sachen in das Familienschlafzimmer bringen müssen, und dort habe die Frau auf das Ehebett gezeigt. Die Kinder schliefen tief und fest in einem anderen Bett. Auf dem Fußboden lagen Kleidung und Zeitungen herum, Essensreste, ja selbst ein Pferdegeschirr, ein Heurechen und ein Paar Schaftstiefel. Sie stand da, als traute sie ihren Augen nicht.

«Das ist nur Gerümpel, kein Unrat», sagte die Frau.

«Aber wo ist Ihr Mann?»

«Du brauchst keine Angst zu haben, Liebes. Er verbringt die Nacht am Feuer.»

Mutter sagt, als eine aus Deutschland geflohene Pilgerin dürfe man sich nicht beschweren. Sie sagt, da müsse man manchmal in den sauren Apfel beißen. Für Menschen, die ärmer dran sind, und wegen allem, was passiert ist. Also legte sie sich neben die Frau ins Bett. Sie spürte noch die Körperwärme des Hausherrn. Sie hörte, wie der ganze Raum atmete, und dann begann die Frau im Dunkeln zu reden. Sie hörte ihr eine Weile zu, und dann begann auch sie zu reden, als gäbe es Dinge, die man nur im Dunkeln sagen kann.

Die Männer, sagt sie, habe sie nie zu Gesicht bekommen. Sie hörte sie hereinkommen und im Nebenzimmer murmeln. Auch den Hausherrn sah sie nicht wieder, hörte aber, wie er in der Küche seine Pfeife am Kamin ausklopfte. Manchmal hörte sie die Kinder im Traum rufen, und sie hörte auch das

Stampfen der Kühe im Stall. Sie roch den Regen und hörte ihn auf das Dach trommeln, als betete immer noch jemand den Rosenkranz. Um die Kinder nicht zu wecken, flüsterten sie. Sie unterhielten sich lange. Wie Schwestern.

Auf unserer Haustür steht die Nummer zwei. Diese Zahl weiß ich auf Deutsch. Mutter bringt uns bei, die Stufen auf Deutsch zu zählen: *eins, zwei, drei* ... Wenn man bei zehn anlangt, kann man wieder von vorn anfangen, und da es viele Stufen gibt, bis man oben ist, kann man ihnen alle möglichen Zahlen geben. Und wenn wir den Schlafanzug anhaben, sagen wir den Vögeln und Bäumen gute Nacht, bis Mutter noch einmal zählt, diesmal sehr schnell, und wir ins Bett springen: *eins, zwei, drei*.

Im Haus sind Arbeiter, und sie wissen, wie man raucht. Hinten im Garten haben sie einen Berg angehäuft, und sie sitzen darauf, trinken Tee und essen Sandwiches. Sie rauchen Zigaretten und mischen mit einer Schaufel Sand und Zement. Sie pfeifen und graben in der Mitte von dem Gemisch ein Loch, in das sie Wasser füllen und einen kleinen Teich machen, und manchmal schwappt das Wasser des Teiches über den Rand, bevor die Schaufel es stoppen kann. Wir tun das Gleiche mit Löffeln. Die Arbeiter haben andere Wörter als Mutter, und sie bringen uns bei, auf Englisch zu zählen: *one, two, three* ... Doch Vater sagt, das sei verboten. Er sagt, dass er später ein Wörtchen mit ihnen reden werde.

Einmal war ein Fuchs in der Küche, genau wie der Fuchs in den Geschichten. Da die Arbeiter schon weg waren, schloss Mutter die Tür und rief bei der Polizei an. Schließlich kam ein Polizist und ging in die Küche und begann zu hämmern.

Wir rochen Rauch und warteten lange auf der Treppe, und als der Polizist wieder zum Vorschein kam, trug er den toten Fuchs, dessen Schwanz baumelte und dessen Schnauze blutverschmiert war, auf einer Schaufel.

«Jetzt haben Sie keine Fremden mehr im Haus, Gott sei's gedankt», sagte er.

Der Polizist lächelte so breit, dass er alle Zähne zeigte, und nannte Mutter *Madam*. Die Arbeiter nannten sie *Maam*. Wir nannten sie *Mutti* oder *Mama*, und obwohl Vater aus Cork stammt, wird er *Vati* genannt. Der Polizist hatte einen Schnurrbart, und er sagte, dass das Tier in der Küche kein Fuchs, sondern eine fuchsgroße Ratte gewesen sei. Und die Ratte sei sehr *glic* gewesen, sagte er, denn sie habe sich hinter dem Boiler versteckt, und er habe sie regelrecht ausräuchern müssen.

In unserem Haus wohnen noch andere Leute, und sie wohnen so hoch oben, dass man die Stufen gar nicht mehr zählen kann. Sie heißen O'Neill, und sie nehmen nie den Hut ab, weil sie, wie Mutter sagt, den Hausflur für die Straße halten. Sie machen viel Lärm, und Vater zieht ein Gesicht. Er geht nach oben, um ein Wörtchen mit ihnen zu reden, und wenn er wieder herunterkommt, sagt er, dass er die O'Neills aus dem Haus haben will. Kein Holzhacken mehr unter seinem Dach, sagt er.

Als Mutter ins Krankenhaus musste, wurden wir von Áine betreut. Sie stammt aus Connemara und hat andere Wörter als die Arbeiter oder die O'Neills, der Polizist oder Mutter. Sie bringt uns bei, die Stufen auf Irisch zu zählen: *a haon, a dó, a trí* ... Sie legt uns abends nicht die Sachen heraus, und sie erzählt uns auch keine Geschichte. Sie nennt mich weder Hanni noch Johannes, sondern Seán und manchmal Jack, aber Vater sagt, das sei falsch. Nie solle ich zulassen, dass mich jemand



Hugo Hamilton

Gescheckte Menschen

eBook

ISBN: 978-3-641-12925-5

Knaus

Erscheinungstermin: September 2013

Hugo Hamilton lebt in einem Land, das auf keiner Landkarte verzeichnet ist. Der kleine Junge wurde in Irland geboren und wächst in Dublin auf, aber er geht jeden Abend in Deutschland zu Bett und steht morgens in Deutschland wieder auf. Seine Familie spricht kein Englisch, dafür Deutsch und Gälisch, was niemand um sie herum versteht. Denn Hugo und seine Geschwister sind „breac“, gescheckt: Als Sohn einer deutschen Mutter und eines irischen Vaters wächst Hugo Hamilton in einer Welt voller Geheimnisse, Widersprüche und absurder Komik auf.